



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lier, H. A.: Der Literarische Verein in Stuttgart.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in den nach langen Irrfahrten der Seemann einzulaufen pflegt und der ihn und seine Nachkommen der Heimat erhält. Was aber die Wehrkraft zur See anlangt, so sollten wir ihre Bedeutung immer ermessen an dem meerbeherrschenden England. Die Wehrkraft gebar den Wohlstand, und der Wohlstand verdoppelte die Kraft; beide aber im Vereine gaben jenem Volke die Herrschaft, mit der es seine Sprache und damit ein gut Teil seines Geistes Millionen aufzudrängen vermag. Damit aber hat es sich einem Ziele genähert, um das doch einzig aller Kampf sich dreht; denn Geltendmachen der Eigenart ist die Triebfeder der sichtbaren Welt.

So kommen wir denn zum Ende auf den Anfang zurück. Geltendmachen der Eigenart, Vermenschlichung der Substanz, zunächst der organischen, das ist es, was immer und immer wieder aller Völker Blicke hinlenken muß auf Wäde, Flüsse, Ströme und See — denn hier harret der Eroberung noch ein weites Feld. Es gilt die unzugänglichen Tiefen, die Reiche Neptuns zu gewinnen, sie umzugestalten zu einer Domäne der Menschheit.



Der Literarische Verein in Stuttgart.



er die erste Ausgabe von Sebastian Brants „Narrenschiff“ aufschlägt, der findet gleich auf einer der ersten Seiten einen ergötzlichen Holzschnitt. Ein Gelehrter, mit einer großen Brille bewaffnet und eine Schlafmütze auf dem Kopfe, von der eine Narrenkappe zurückgestreift ist, sitzt vor einem mit mächtigen Folianten belegten Doppelpulte und scheucht mit einem ungeheuern Wedel die Fliegen von einem vor ihm aufgeschlagenen Buche hinweg. Darüber sind folgende Worte zu lesen:

Den vordantz hat man mir gelan,
dann ich on nutz vil bücher han,
die ich nit lyß vnd nyt verstan.

Dieser Spott, mit welchem Sebastian Brant die Aufzählung seiner zahlreichen Narren beginnt, findet auch heute noch seine Anwendung auf alle diejenigen, die das hauptsächlichste Mittel geistiger Bildung, die Bücher, zum Gegenstande einer albernen Spielerei machen und zur Befriedigung ihrer Eitelkeit benutzen, d. h. auf alle Büchernarren. Solche Büchernarren oder, manierlicher ausgedrückt, Bibliophilen finden sich wohl am zahlreichsten in England. England, die Heimat

unserer ganzen modernen Klubwesen, ist auch die Heimat der Bibliophilengesellschaften und des Sports in literarischer Beziehung.

Zweierlei Momente erklären diese allbekannte Thatsache leicht. Einmal liebt der Engländer mit besondrer Vorliebe und Ausdauer und wünscht als ein Mann, der die Unabhängigkeit liebt, auch das zu besitzen, was er liebt. Dann aber liegt ihm nichts so nahe, als sich bei möglichst großer Freiheit der Bewegung, die ihm über alles geht, doch streng in einem geschlossenen Kreise von gleichartigen Individuen abzusondern.*) Diesem nationalen Charakterzuge des Engländers entstammt seine Vorliebe und Befähigung zum Klubleben, das sich gar bald vom politischen Gebiete auch auf das literarische ausdehnte. So entstanden jene zahlreichen englischen Bibliophilengesellschaften, deren Grundzug immer der ist, die von ihnen veranstalteten Veröffentlichungen auf die Zahl der Mitglieder zu beschränken und damit ein Buch zu einer Seltenheit zu stempeln. Je geringer die Zahl der Mitglieder eines solchen literarischen Vereins ist, desto größer die Seltenheit der von ihm ausgehenden Publikationen. So zählte z. B. der Roxburghe Klub, der im Jahre 1812 zu London ins Leben trat, statutenmäßig anfänglich nur 31 Mitglieder und nahm noch im Jahre 1864 nicht mehr als 40 auf. Eine größere Mitgliederzahl ließ der Bannathyne Klub, 1823 in Edinburgh gegründet, zu, aber auch hier darf die Zahl von hundert Mitgliedern nicht überschritten werden. Dasselbe gilt fast von allen derartigen englischen Gesellschaften.

Es liegt auf der Hand, wie sehr eine solche Beschränkung auf eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern den Charakter des Sportmäßigen trägt, mit dem die Wissenschaft nichts zu thun hat. Dennoch kann der Nutzen, welchen diese englischen Bibliophilengesellschaften gebracht haben, nicht hoch genug angeschlagen werden. Ist doch unter allen Narheiten die Narheit für Bücher gewiß die edelste, da sie in irgendeiner Weise doch durch ihren Gegenstand dem Großen und Ganzen zu Gute kommt. Auch haben selbst jene englischen Sonderlinge gelegentlich sich bewogen gefühlt, einzelne ihrer Veröffentlichungen durch den Buchhandel jedem Kauflustigen zugänglich zu machen, während andre Gesellschaften, namentlich in neuerer Zeit, es sich angelegen sein lassen, den Kreis ihrer Mitglieder möglichst auszudehnen.

Es konnte nicht fehlen, daß man auch in Deutschland die trotz ihrer Schrullenhaftigkeit so verdienstvollen englischen Bibliophilengesellschaften heimisch zu machen suchte. Sie empfehlen sich ja in allen denjenigen Fällen, wo die Mittel und die Wagemuth der Buchhändler für ein großartiges literarisches Unternehmen, das nur mit pekuniären Opfern durchzuführen ist, nicht ausreichen

*) Vergl. L. von Ompteda, Aus England. Neue Bilder. Berlin, 1882, wo S. 96 fig. eine ansprechende Schilderung des englischen Klublebens gegeben wird, die leider die literarischen Klubs nicht mit umfaßt.

wollen, und mehr noch als in England vielleicht in Deutschland, wo bekanntlich selbst der Reiche und Hochgestellte seine literarischen Bedürfnisse lieber mit Hilfe von Leihbibliotheken befriedigt, als daß er sich selbst für einen mäßigen Preis in den dauernden Besitz von Büchern setzte.

Der erste derartige deutsche Bibliophilenverein und noch heute der größte und bedeutendste unter den Vereinen ähnlicher Tendenz in Deutschland ist der Literarische Verein in Stuttgart. Im Jahre 1839 nach dem Vorbilde der englischen und französischen Bibliophilenvereine gegründet, besteht er noch jetzt und erfreut sich der wachsenden Gunst und Anerkennung unter allen, die an der Entwicklung unsrer literargeschichtlichen Studien Anteil nehmen. Trotz alledem ist selbst in den Kreisen der Gebildeten nicht nur das Interesse an dem Vereine, sondern auch die Kenntnis von seinen Bestrebungen verhältnismäßig gering. Begegnete es doch dem Verfasser dieser Zeilen vor kurzem, daß er einem Gymnasiallehrer gegenüber, der noch dazu germanistische Studien getrieben und die Prüfung in denselben nicht unrühmlich bestanden hatte, von dem Literarischen Vereine als von etwas ganz Unbekanntem sprach. Es mag deshalb wohl verlohnen, auch an dieser Stelle einmal die Bedeutung desselben hervorzuheben und einen Überblick über seine hauptsächlichsten Leistungen zu versuchen. Wesentlich erleichtert wird uns diese Aufgabe durch ein Schriftchen, welches Adalbert von Keller, der kürzlich verstorbene langjährige Präsident des Vereins, über „die Entstehung und den Fortgang des Literarischen Vereins“ herausgegeben hat (Tübingen, 1882).*)

Wie seine ausländischen Vorbilder, wurde der Literarische Verein gegründet, um ältere Geschichtswerke und Dichtungen in der Weise herauszugeben, daß die gedruckten Exemplare nicht in den Buchhandel gebracht, sondern lediglich zur Verteilung an die Mitglieder des Vereins bestimmt werden sollten. Man faßte zu diesem Zwecke in erster Linie „teils handschriftliche, teils ältere, schon gedruckte, aber bereits aus dem Buchhandel verschwundene und sehr selten gewordene Werke ins Auge, welche dem germanischen oder romanischen Sprachgebiete angehören und ein allgemeines Interesse darbieten, also vorzugsweise Schriften geschichtlichen und poetischen Inhalts.“

Diese Ausdehnung auf überaus umfangreiche Gebiete schien schon darum geboten, um den einzelnen Mitgliedern, deren Interessentkreis natürlich ein sehr verschiedner sein muß, die Aussicht zu gewähren, unter vielen für sie wenig wertvollen Gaben auch mancherlei Begehrtenwertes zu erlangen. In der That aber hat es sich so gefügt, daß Werke aus dem Gebiete der deutschen Sprache

*) Auf Grund von Kellers Bericht hat Reinhold Bechstein in der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung, 1882, Beilage Nr. 169 und 190 einen Artikel über den Literarischen Verein und seine Publikationen veröffentlicht, mit dem sich unsre Darstellung, da wir denselben Quellen folgen, mannichfach berührt.

bis jetzt am meisten Berücksichtigung gefunden haben, und deshalb die lange Reihe der Vereinspublikationen eine wertvolle Fundgrube für jeden bildet, der sich quellenmäßig mit dem Studium der deutschen Literatur zu befassen hat.

Der Verein erfreute sich schon in seinen Anfängen königlichen Schutzes. Zuerst übernahm König Wilhelm von Württemberg das Protektorat, das seit 1864 auf König Karl übergegangen ist. Das Präsidium des Vereins führte zuerst der geheime Legationsrat von Lehr. Die Gründer aber, zu denen Männer wie der Freiherr Georg von Cotta, Christof Friedrich von Stälin, Karl Georg von Wächter, Wolfgang Menzel gehörten, traten zu einem leitenden Ausschusse zusammen. Spätere Ausschußmitglieder, unter denen sich Namen von bestem Klang befinden, waren Jakob Grimm, G. von Karajan, Fr. S. Mone, R. Pauli, F. A. Schmeller, R. Simrock, Wilhelm Wackernagel. Heute besteht der Ausschuß aus zwölf Vereinsmitgliedern. Diesem Ausschuß steht die wichtige Befugnis zu, auf Antrag der Verwaltung über die Wahl der abzudruckenden Schriften zu entscheiden. Derselbe wird jährlich neu gewählt; jedes Mitglied hat die Berechtigung, sich an dieser für die Interessen des Vereins so wichtigen Wahl zu beteiligen. Unter den Männern endlich, die im Anfange sich besonders um das Emporkommen des Vereins verdient machten, nennt Keller Franz Pfeiffer, der später an der Universität in Wien eine ausgebreitete Thätigkeit entfaltete, und Albert Schott, Professor der deutschen Sprache am Gymnasium zu Stuttgart.

Wie natürlich, ging die Veröffentlichung der Vereinspublikationen im Anfange langsamer von statten als heute. Bis zum Jahre 1848, also in den ersten neun Jahren, wurden nur 17 Bände publiziert, während nach der gegenwärtig eingehaltenen Praxis, nach der jährlich etwa 6 Bände erscheinen, die Zahl eine viel höhere sein müßte. Schuld an diesem langsamen Fortgange waren die politischen Unruhen der Zeit, die ihre Wirkungen auch auf den so friedlichen Verein erstreckten. „Die Verwaltung, erzählt Keller, war allmählich der Hauptsache nach in die Hände eines Buchhändlers geraten, der das Ganze wie ein buchhändlerisches Unternehmen betrachtete und die Publikationen als buchhändlerischen Kommissionsartikel behandelte. Viele Mitglieder des leitenden Ausschusses hatten Zeit und Stimmung verloren, den Zwecken des Vereins nachhaltige Thätigkeit zu widmen, und es wurde sogar die Frage der Auflösung des Vereins angeregt.“

Da trat im Herbst des Jahres 1849, einer Einladung des Ausschusses folgend, Adalbert Keller an die Spitze des Vorstandes und übernahm die Leitung der Geschäfte, die er bis zu seinem Tode mit ungewöhnlichem Geschick und mit geradezu musterhafter Ordnung und Pünktlichkeit fortführte. „Erst von dem Präsidium Kellers an, so urteilt Karl Vartsch,*) datirt die feste und sichere

*) Zur Erinnerung an Adalbert von Keller. Tübingen, 1883. S. 25 flg.

Begründung des Vereins. Mit seinem Ordnungssinn, seiner Geschäftsgewandtheit, seiner Uneigennützigkeit hat er die materiellen wie die geistigen Interessen des Vereins in rühmenswertester Weise gefördert." Für immer wird daher der Name Keller mit dem Literarischen Verein unauflöslich verbunden bleiben.

Keller vereinfachte zuerst die Verwaltung und befreite sie aus ihrer Abhängigkeit vom Buchhandel. Gleichzeitig aber wußte er zu den bisherigen Mitgliedern des Ausschusses noch andre hervorragende Männer aus dem Kreise der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher heranzuziehen, unter deren Beihilfe es gelang, die Teilnahme für den Verein so zu heben, daß ihm im Jahre 1882 mehr als 400 Mitglieder angehörten.

Die wertvollste Unterstützung erfuhr Keller in seinen Bemühungen für das Wohl des seiner Leitung anvertrauten Vereines durch W. L. Holland, jetzt Professor in Tübingen. Früher ein Schüler Kellers, dann sein treuester Freund, eine Zeit lang (bis 1857) auch Sekretär des Vereins, war er daher auch gewiß am meisten befähigt, nimmehr in die durch Kellers Tod erledigte Stelle eines Präsidenten einzurücken. Mit Befriedigung haben wir daher vernommen, daß die Wahl des Ausschusses auf ihn gefallen ist. Ihm wird es in erster Linie obliegen, alle die Pläne zur Ausführung zu bringen, von deren Vorhandensein Keller am Schlusse seines Schriftchens spricht. Noch ist nichts von diesen, der Ankündigung nach, zum Teil umfangreichen Unternehmungen bekannt geworden; umso begieriger dürfen die Mitglieder und Freunde des Vereins auf die Arbeiten des letzten Verwaltungsjahres sein, welche wohl Aufschluß über das bis jetzt verborgen Gehaltene geben werden.

Ein Blick in die von dem Literarischen Verein veranstalteten Ausgaben zeigt, daß dieselben in erster Linie dazu dienen sollen, Werke durch den Druck bekannt und zugänglich zu machen; erst in zweiter Linie kommt bei ihnen die kritische Behandlung in Betracht, sodas bereits wiederholt edirte Denkmäler, welche jedoch noch einer erneuten kritischen Bearbeitung bedürfen, weniger beachtet worden sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Ausgaben unkritisch gefertigt würden und des wissenschaftlichen Wertes entbehrten; im Gegenteil kann ein wahrhaft wissenschaftliches Verfahren an den meisten Publikationen gerühmt werden, nur daß dieses hier bescheiden in den Hintergrund tritt und Anmerkungen und gelehrte Beigaben nicht wie sonst so oft mehr Raum als das edirte Werk selbst beanspruchen dürfen.

Indem wir nun versuchen, einen Überblick über die Werke, welche von dem Literarischen Verein herausgegeben wurden, zu entwerfen, müssen wir von vornherein darauf verzichten, auch nur den größern Teil derselben hier vorzuführen. Wer wäre auch imstande, die ganze Reihe der 164 Bände, die bis jetzt erschienen sind, in gebührender Weise zu würdigen? Wir wollen uns vielmehr angelegen sein lassen, aus dieser Zahl dasjenige herauszugreifen, was auch in weiteren Kreisen Anspruch auf Beachtung erheben kann.

Wir beginnen mit den Werken, welche dem Gebiete der deutschen Poesie angehören, die, wie schon oben bemerkt wurde, am eifrigsten von dem Verein gefördert worden ist.

Es ist bekannt, daß die Lieder unsrer deutschen Minnesinger in der Weise, wie sie von den Dichtern oder ihren Schreibern aufgezeichnet wurden, uns nicht erhalten sind. Sie wurden zunächst auf Wachstafeln niedergeschrieben und von diesen auf Pergamentrollen übertragen, von denen uns aber keine erhalten ist. Von ihrer Verwendung haben wir jedoch viele Spuren. In der Gestalt von Pergamentrollen übergab der Dichter seine Lieder einem Boten oder auch einem als Boten dienenden Fahren den, der sie der Geliebten überbrachte. Aus den einzelnen Rollen wurden dann kleine Liederbücher zusammengestellt. Solche soll, wie uns der schweizerische Minnesinger Hadlaub erzählt, der Züricher Ratsherr Rüdiger von Manesse gesammelt haben. Jedenfalls beruhen auf ihnen die drei auf uns gekommenen größeren Liederhandschriften der Minnesinger. Die berühmteste derselben ist bekanntlich die Pariser Handschrift, welche früher den Namen der Manessischen führte. Zwei andre befinden sich in Deutschland, die Weingartner, früher dem Kloster Weingarten gehörig, jetzt in Stuttgart, und die Heidelberger, an der wir die kleinen Liederbücher noch am besten erkennen können. Die beiden letztgenannten Handschriften gab nun Franz Pfeiffer für den Verein mit musterhafter Sorgfalt heraus, während F. Feller die beigegebenen Reproduktionen in kolorirten Holzschnitten besorgte.

Dem Fleiße Kellers verdanken wir die Herausgabe von Konrads von Würzburg Trojanischem Kriege, jenem umfangreichen, an 50000 Verse umfassenden Gedichte, mit dem noch einmal der vergebliche Versuch einer mittelalterlichen Ilias gemacht wurde. Bockstein stellt diese Arbeit Kellers an die Spitze der unter den Arbeiten des Vereins vertretenen kritischen Leistungen.

Die auf französischem Boden heimische Sage von Karl dem Großen und seinen Helden, die das Rolandslied des Pfaffen Konrad in Deutschland bekannt machte, wurde um das Jahr 1300 mit andern Werken aus demselben Sagenkreise zu einem großen Karlsepos zusammengeschmolzen. Es führt den Titel Karlmeinet und wurde gleichfalls durch Keller der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht.

Ein besondres Verdienst hat sich der Literarische Verein um die Novellistik und die Schwankliteratur des 15. und 16. Jahrhunderts erworben. Auch hier ist Keller in erster Linie mit seiner Ausgabe von Steinhöwels Decameron zu nennen, der ersten Verdeutschung von Boccaccios bekannter Novellensammlung, sowie mit den von Augustin Tünger für Eberhard den Bärtigen von Württemberg bestimmten Facetiae, die inhaltlich allerdings von wenig Interesse sind, literargeschichtlich aber große Bedeutung haben, insofern sie zeigen, daß derartige Geschichten auch in fürstlichen Kreisen Beifall fanden. Neben Keller ist auf diesem Gebiete vor allen Desterley, Bibliothekar in Breslau, zu nennen. Ihm

verdanken wir außer einer Ausgabe von Steinhöwels *Asop* einen Wiederabdruck der köstlichen Schwanksammlung des Franziskaners Johannes Pauli, welche unter dem Titel *Schimpf und Ernst* bekannt ist. Noch umfangreicher ist Hans Wilhelm Kirchhofs *Wendunmuth*, eine Sammlung, in der gewissermaßen die ganze umlaufende Masse von Fabeln, Schwänken und Geschichten eine endgiltige Kodifizierung erfuhr. Desterley besorgte auch von diesem Werke einen vier Bände umfassenden kritischen Neudruck und fügte in einem fünften Bande, nicht ohne Karl Goedes wesentliche Beihilfe, einen sorgsam gearbeiteten Nachweis über die Quellen Kirchhofs und seiner Genossen hinzu. Leider fehlen uns die Mittelglieder zwischen Pauli und Kirchhof, so Heinrich Bebel, der Tübinger Humanist, dessen drei Bücher *Facetiae* trotz der großen Anzahl alter Drucke, die auf uns gekommen sind, doch einmal eine mit allen Mitteln philologisch-kunst in das Werk gesetzte Ausgabe verdienen. Auch an das italienische Vorbild Bebel's, an Poggio, sollte eine derartige Arbeit über kurz oder lang einmal gewendet werden. Zu den größten literarischen Seltenheiten gehören die „Gartengesellschaft“ des Stadtschreibers zu Maurismünster, Jakob Frey, der „Wegkürzer“ des Martinus Montanus von Straßburg und des Leipziger's Valentin Schumann „Nachtbüchlein.“ Wer wird den Verein und dadurch alle in diesen Dingen Forschenden mit der Herausgabe dieser Schwanksammlungen erfreuen? Daß Michael Lind(e)ners „Kazipori,“ schon längst in Aussicht gestellt, unter den demnächst zu erwartenden Bänden sich befinde, wollen wir wünschen.

Nahe verwandt mit den ebengenannten Werken ist die Zimmerische *Chronik*, die Keller unter den geschichtlichen Werken aufführt, die aber wegen einer Fülle launiger und ernster Erzählungen auch im Zusammenhang mit den Novellen und Schwanksammlungen genannt werden kann. Sie wurde von R. A. Barack, dem verdienten Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Straßburg, zuerst für den Literarischen Verein herausgegeben, ist dann aber auch in zweiter, höchst splendid ausgestatteter Auflage durch den Buchhandel zur Verbreitung gelangt.

Unter den von dem Literarischen Verein publizirten dramatischen Dichtungen verdienen die *Fastnachtsspiele* aus dem 15. Jahrhundert eine besonders lobende Hervorhebung. Mit ihrer Herausgabe hat Keller für die deutsche Literaturgeschichte ein fast noch unbetretenes Gebiet zum erstenmale eröffnet. Mit Recht erfreuen sich gerade diese Bände einer überaus fleißigen Benutzung von Seiten des Publikums: die auf Bibliotheken darnach Verlangenden müssen in der Regel geraume Zeit warten, bis sie ihnen zur Verfügung gestellt werden können.*) Der treffliche Humor und die bei aller Derbheit doch nie sich ver-

*) Ist es nicht irrsüchtiger Leichtsinns, die Stuttgarter Vereinspublikationen überhaupt auszuleihen? Ausleihbar ist doch nur das, was im Falle des Verlustes ohne große Mühen und Opfer wieder beschafft werden kann.

leugnende Treuherzigkeit, welche sich in diesen poetischen Erzeugnissen des deutschen Bürgertums ausspricht, haben auch heute noch ein mehr als literarhistorisches Interesse. Für die weitverbreitete Vorliebe unsrer Zeit für alles Sittengeschichtliche bilden gerade die Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts eine unererschöpfliche Fundgrube. Eine wie wertvolle Sprachquelle endlich in diesen Fastnachtsspielen erschlossen ist, hat schon Jakob Grimm fast auf jedem Blatte des deutschen Wörterbuchs dargethan.

Das eben Gefagte gilt aber in gleichem, wenn nicht in noch höherm Maße von den Dichtungen des Hans Sachs, von denen uns der Literarische Verein nun schon vierzehn Bände gebracht hat. „In Froschpfluß all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt,“ dieses strafende Wort, mit dem einst Goethe sein Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ schloß, hat seine gute Wirkung gethan und verliert immer mehr an Geltung. Die hauptsächlichsten Dichtungen des poetischen Schuhmachers von Nürnberg sind uns ja in verschiedenen Ausgaben bekannt gemacht worden. Die umfassendste derselben ist aber doch die, welche von Keller für den Literarischen Verein begonnen wurde und jetzt von Edmund Goetze in Dresden weitergeführt wird. Keller beabsichtigte zuerst nur einen Wiederabdruck der noch zu Hans Sachsens Lebzeiten veranstalteten Nürnberger Quartausgabe. Goetze jedoch, der bereits beim zwölften Bande eine Reihe wertvoller Anmerkungen geliefert hatte, übernahm es seit dem dreizehnten Bande, die erhaltenen Handschriften zum Vergleich heranzuziehen, sodas seitdem die Ausgabe wesentlich an wissenschaftlichem Wert gewonnen hat.*) Etwa sechs Bände werden noch nötig sein, um alles das aufzunehmen, was in der Nürnberger Quartausgabe enthalten ist. Es ist jedoch beabsichtigt, weiterzugehen, indem noch eine Reihe von Bänden in Aussicht genommen ist, welche das Gedruckte, aber in der Nürnberger Ausgabe nicht Enthaltene, sowie alles bisher noch Ungedruckte umfassen sollen. Den Schluß dieser wahrhaft monumentalen Ausgabe wird eine aufs sorgfältigste vorbereitete Hans Sachs-Bibliographie bilden, von der wir hoffen dürfen, daß sie das von Keller auf diesem Gebiete Geleistete bei weitem übertreffen wird. Auf diese Weise wird das Bild eines Dichters im hellsten Lichte wieder erstehen, den beschränkte Voreingenommenheit lange Zeit über die Achsel ansehen zu dürfen glaubte. Freilich werden bis zur Erreichung dieses Zieles noch Jahre angestrengten Fleißes und opfernder Hingabe an den Gegenstand nötig sein.**)

*) Wie wünschenswert vom kritischen Standpunkte eine zweite Auflage der ersten Bände ist, wird jeder zugestehen, der sich von dem großen Fortschritt, der durch die Vergleichung der Handschrift erreicht worden ist, überzeugt hat.

**) Schneller dürfte ein andres Unternehmen zu Ende geführt werden, welches gleichfalls der kundigen Hand Edmund Goetzes anvertraut ist. Wir meinen die Ausgabe der Fastnachtsspiele von Hans Sachs, welche Goetze für die von W. Braune in Gießen herausgegebenen Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts übernommen

Die Dramen des Hans Sachs und seiner Zeitgenossen und Vorgänger wurden von Dilettanten aufgeführt. Die zünftigen Schauspieler stammen ja aus England. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kamen solche zünftige englische Schauspieler nach Deutschland, wo Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Moritz von Hessen zuerst sich derartige Truppen hielten. Der erstere begnügte sich jedoch nicht mit der Rolle eines Gönners der dramatischen Poesie, sondern ließ sich durch die Stücke seiner Schauspieler zu eigenem Schaffen anregen und versuchte sich in dramatischen Schwänken und in der Tragödie. Ebenso wirkten die Engländer auf Jakob Myrer, einen Nürnberger, der, wenn auch mit wenig Erfolg, die ausländischen Künste mit dem von Hans Sachs Überkommenen zu verbinden suchte. Die Kenntnis dieser Werke als wichtiger Glieder in der Entwicklung der dramatischen Poesie ist für den Literaturhistoriker unentbehrlich, und so ist es höchst dankenswert, daß Keller und Holland auch die Dramen der genannten beiden Dichter in die Vereinspublikationen mit aufgenommen haben.

Unter den deutschen Dramatikern des siebzehnten Jahrhunderts nimmt Andreas Gryphius, namentlich durch seine Lustspiele, eine hervorragende Stellung ein; für den Literarischen Verein gab Hermann Palm in Breslau die ganze Sammlung derselben heraus.

Von den Zuständen Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges gewinnen wir nirgends ein treueres Bild als aus dem Abenteuerlichen Simplicissimus des Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, welchen wiederum Keller in vier Bänden zum Abdruck gebracht hat. Nehmen wir dazu noch Paul Flemmings deutsche Gedichte, Friedrich von Logaus sämtliche Sinngedichte und endlich Fausts Leben von Georg Rudolf Widmann, so glauben wir alles aufgezählt zu haben, was von den Publikationen des Literarischen Vereins auf dem Gebiete der deutschen Poesie auch auf die Teilnahme nichtfachmännischer Literaturfreunde Anspruch erheben kann.

Viel kleiner ist die Anzahl derjenigen Bände, welche der lateinischen Poesie gewidmet sind. Jedoch befindet sich darunter ein Band, der zu den wichtigsten und wertvollsten Gaben unter den Vereinschriften gerechnet werden muß. Es sind dies die durch Joh. Andr. Schmeller, den einstigen hochverdienten Direktor der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, publizierten *Carmina burana*,

hat. Bereits sind davon vier Bändchen erschienen; ein fünftes wird denselben in kürzester Frist folgen, worauf die Schwänke Hans Sachsens ins Auge gefaßt werden sollen. Durch den Buchhandel (Halle, Niemeyer) jedermann für ein Billiges zugänglich, empfehlen sich diese mit allen Feinheiten philologischer Methode direkt nach den Handschriften und ältesten Drucken edirten Bändchen sowohl dem weniger bemittelten Gelehrten wie dem bloß um des Genusses willen Lesenden in gleicher Weise. Namentlich mag Vereinen, die zu heiteren Zwecken eine Wiederaufführung eines Hans Sachtischen Fastnachtsspieles beabsichtigen, diese kleine billige Ausgabe warm empfohlen sein.

lateinische und deutsche Lieder und Gedichte, so genannt nach einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts, welche im Kloster zu Benediktbeuren aufgefunden wurde. Längst vergriffen, ist dieser Band im vorigen Jahre wieder abgedruckt und durch den Buchhandel jedermann zugänglich gemacht worden. Heiliges und Unheiliges findet sich in der der Ausgabe Schmellers zu Grunde liegenden Handschrift, die zu den größten Schätzen der an Handschriften so reichen Münchener Hof- und Staatsbibliothek gehört, in buntem Durcheinander. Minnelieder bilden die größte Zahl, daneben aber finden sich Stücke sowohl moralischen und religiösen als mythischen und geschichtlichen Inhalts, während ein dritter Teil einen durchaus komischen Charakter trägt. Hier begegnen wir Zechliedern und possenhaften Gesängen, wie sie die wandernden Geistlichen und Schüler im Mittelalter bei ihren Gelagen anzustimmen liebten. Manche köstliche Perle hat sich unter ihnen erhalten und klingt noch heute, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte mannichfach umgewandelt, in unsern frohen Studentenliedern wieder. Wertlos aber ist nichts in dieser köstlichen Sammlung. „Wie sehr verschieden diese Blumen seien, sagt Schmeller, an Farbe und innerm Wert, ein eigentümlicher Reiz, der ihnen unverkümmert bleibt, liegt darin, daß sie lebendiges Zeugnis geben von der Weise, in der man vor einem halben Jahrtausend klagend oder jubelnd sich ausgesprochen hat über Gefühle, Freuden und Leiden, die ein altes Herkommen sind und ein ewiges Dableiben unter den Kindern der Menschen. Schon dieses Reizes wegen wird sich, glauben wir, mancher Leser gern ergehen in solchem altertümlichen Gärtlein; und je weniger kritische Dornen und Disteln er sich in den Weg gelegt findet, umso lieber wird es ihm sein.“ Schmeller hat seiner Ausgabe nur wenig kritische Zuthaten beigelegt, da er sich „bei der anspruchslosen Art dieser Vereinspublikationen von vornherein einer Verbindlichkeit, über alles Unklare Rede zu stehen, überhoben erachtete.“ Die in vielen Stücken durch Accentnoten oder Neumen angedeutete Vortragsweise ließ er ganz auf sich beruhen, sodaß hier dem Kundigen noch ein lohnender Ausflugs in das Gebiet der älteren Sing- und Viederkunst vorbehalten ist. Zudem hat man in neuerer Zeit bemerkt, daß die Handschrift noch schlimmer verbunden ist als Schmeller annahm, und daß auch in metrischer Beziehung noch mancherlei nachzubessern ist; man kann daher von einer erneuten Untersuchung der Handschrift, die, wie wir hören, beabsichtigt wird, noch manche neue Resultate erwarten.

Die übrigen Publikationen aus dem Gebiete der lateinischen Poesie, wie überhaupt alles sonstige Poetische, das der Verein zur Veröffentlichung gebracht hat, übergehen wir, um unser Augenmerk nun auf die geschichtlichen Denkmäler zu richten. Gleich der erste Band brachte ein solches: Closeners Straßburgische Chronik, von Strobel und Schott herausgegeben. Sie wurde später von Hegel in seinen Straßburger Städtechroniken noch einmal edirt. Closener benutzte für seine Arbeit die „Weltchronik“ Cites von Regow, und zwar in einer Gestalt, welche bereits mit Fortsetzungen versehen war. Maß-

mann hat diese selbst unter dem Titel Das Zeitbuch des Eise von Reggow für den Literarischen Verein herausgegeben, leider in so wenig kritischer Weise, daß eine neue Ausgabe dringend geboten erschien, die denn auch von L. Weiland für die neue Serie der Monumenta Germaniae historica, welche unter dem Titel „Deutsche Chroniken“ erscheint, in mustergiltiger Weise besorgt worden ist.

Der heute mit unheimlichem Eifer gepflegte Gegensatz deutschen und tschechischen Wesens, welcher sich selbst bis auf das scheinbar neutrale Gebiet der Wissenschaft erstreckt, hat seine Anfänge bereits in der Zeit, wo König Ottokar in Böhmen einen gewaltigen politischen Aufschwung herbeigeführt hatte. Seine dominirende Stellung diente jedoch nur dazu, die innern Gegensätze zu verschärfen, und ganz natürlich übertrug sich der Widerstreit der deutschen und national böhmischen Interessen auch auf die Geschichtschreibung. Am auffallendsten zeigt diese Erscheinung das Reimwerk eines tschechischen Ritters, das unter dem Namen Dalimils bekannt ist, von dem Hanka eine alte gereimte deutsche Übersetzung für den Literarischen Verein veröffentlichte. Während aber das böhmische Reimwerk als ein Vorläufer der hussitischen Bewegung nach ihrer nationalen Seite hin erscheint, unterdrückt der deutsche „Dalimil“ die Invektiven, welche der böhmische gegen die deutsche Nation häuft, und stellt der tendenzlosen böhmischen Bearbeitung eine ebenso entschieden deutsch gefärbte entgegen.

Ähnliches läßt sich von einer andern Reimchronik sagen, welche gleichfalls energisch den deutschen Standpunkt hervorkehrt und eben deshalb neben ihrem historischen Werte auch ein in hohem Grade politisches Interesse besitzt. Wir meinen die Livländische Reimchronik, welche Pfeiffer nach Bergmanns sehr selten gewordener Ausgabe und unter Benutzung der Heidelberger Handschrift wieder abdrucken ließ. Pfeiffer beabsichtigte keine kritische Ausgabe, ihm war es zunächst nur darum zu thun, das fast unerreichbare Werk wieder zugänglich zu machen. Später hat Leo Meyer nochmals eine neue, allen Anforderungen entsprechende Ausgabe desselben veranstaltet.

Die bisher besprochenen geschichtlichen Publikationen gehören dem 14. Jahrhundert an. Aus dem 16. Jahrhundert begnügen wir uns damit, die von Franz Ludwig Baumann veröffentlichten Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben zu erwähnen. Demselben sorgsamem Forscher, einem Schüler des Professors Cornelius in München, dessen Lehrthätigkeit gerade für die Bearbeitung der Reformationszeit manche fruchtbringende Anregung gegeben hat, verdanken wir auch noch die Sammlung der Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges aus Rotenburg an der Tauber. Wer da weiß, mit welcher Schwierigkeit der Historiker der deutschen Bauernunruhen bei der Zerstretheit des massenhaft noch vorhandenen Materials zu kämpfen hat, und zugleich die Gefahr im Auge hat, die demselben bei den mangelhaften Zuständen der meisten städtischen Archive noch heutzutage droht, wird Baumann für seine mühevollen und sorgsame Arbeit gewiß volle Anerkennung

spenden, die ihm denn auch von der fachmännischen Kritik wiederholt ausgesprochen worden ist.

Unter der Rubrik „Sittengeschichte“ führt Keller mehrere Publikationen auf, welche besser als alle sogenannten kulturhistorischen Schilderungen einen wirklichen Einblick in das Leben und Treiben des Mittelalters gewähren. Dahin gehört z. B. Ein Buch von guter Speise, d. h. eine Sammlung von Küchenrezepten, welche einer jetzt auf der Universitätsbibliothek zu München befindlichen Würzburger Pergamenthandschrift entnommen ist. Wenn auch unsre Hausfrauen jetzt nicht mehr in der Lage sein dürften, diese Küchenrezepte, so wie sie vorliegen, zur Ausführung zu bringen, so gewährt es doch ein eignes Interesse, zu wissen, wie der Mönch und der Ritter des Mittelalters, ja sogar der Sarazene aßen. „Daher, so meint der Herausgeber, nimmt vielleicht auch manche Hausfrau den Band in die Hand, der diese Bogen enthält, und wird dadurch mit der Herausgabe so längst veralteter Sachen, oder, was noch wichtiger ist, damit versöhnt, daß solcherlei Bücher von dem Eheherrn als egregia supellex betrachtet und daher zur Vermehrung seiner Liberey angeschafft werden, welches Anschaffen nicht immer von beiden Parteien ratifizirt zu werden pflegt.“

Unter den deutschen Reichsstädten hat neben Augsburg entschieden Nürnberg die reichste Entwicklung gehabt, sodaß diese Stadt als Repräsentantin des deutschen Städtewesens und der sozialen Zustände derselben überhaupt gelten kann. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen die von Joseph Baader veröffentlichten Nürnberger Polizeiordnungen aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert besondere Bedeutung. Das gleiche gilt von Endres Tucher's Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg (1464—1475), dessen Herausgabe wir Matthias Lexer verdanken und das Friedrich von Weech mit einer gehaltvollen Einleitung und sachlichen Anmerkungen versehen hat. „Das Baumeisterbuch von Endres Tucher,“ heißt es hier, „im Jahre 1464 begonnen, 1470 abgeschlossen, mit Nachträgen bis 1475 bereichert, ist eine wichtige Quelle zur Kenntnis der bis in das kleinste Detail ausgebildeten Organisation, deren sich schon im 15. Jahrhundert das Gemeinwesen Nürnbergs erfreute, umso wichtiger, als die Beziehungen des Baumeisters zu hundert Dingen, deren Zusammenhang mit dem Baumeisteramte unser büreaukratisch geschulter Sinn kaum einseht, einen Einblick in die verschiedensten Verhältnisse der alten Reichsstadt gewähren.“ Endres Tucher verfolgte jedoch bei seinen Aufzeichnungen gleichzeitig eine praktische Tendenz, nämlich die, seinen Nachfolgern damit eine Anleitung zu geben, nach der sie sich künftig richten könnten. Er hat daher mitten unter die trockene, weitschweifige Aufzählung der verschiednen Funktionen des Baumeisters zahlreiche Ratschläge eingeflochten zu Nutz und Frommen des späteren Geschlechts, und gerade das ist es, wie Weech hervorhebt, was der Aufzeichnung einen eigentümlichen Reiz verleiht: außer dem pflichtgetreuen Beamten lernt man auch auf jeder Seite des Buches den kernhaften Menschen kennen

Derselben Familie der Tucher, die noch heute in Nürnberg blüht, entstammte auch Anton Tucher, dessen Haushaltbuch aus den Jahren 1507 bis 1517 Wilhelm Voose nach einer der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden gehörigen Handschrift bekannt machte. Diese Publikation hängt überdies mit zwei andern aufs engste zusammen, mit dem Handlungsbuche des Ott Kuland und dem Einnahmen- und Ausgaben-Register des Reichserbkämmerers Conrad von Weinsberg. Ott Kuland, der Chef eines bedeutenden Handlungshauses der Reichsstadt Ulm, gewährt uns in seinem Handlungsbuche mannichfache Aufschlüsse über den Verkehr eines süddeutschen Großhändlers des 15. Jahrhunderts; aus des Herrn von Weinsberg Register lernen wir sowohl den Haushalt eines hochstehenden adelichen Herrn als auch seine amtlichen Angelegenheiten und die damit in Beziehung stehenden finanziellen Verhältnisse kennen; Anton Tuchers Haushaltbuch endlich ermöglicht uns einen Einblick in die vielen Bedürfnisse eines vornehmen und reichen Bürgerhauses am Anfange des 16. Jahrhunderts. Alle drei Bände aber belehren uns über sozialpolitische Verhältnisse, von denen uns ja die Blätter der politischen Geschichte so wenig zu berichten wissen, und zwar mit unmittelbarer Treue, da die in ihnen mitgeteilten Aufzeichnungen nie für die Öffentlichkeit, sondern nur zu privatem Gebrauche bestimmt waren.

Ziemlich abweichend von dem sonst bei den Ausgaben des Literarischen Vereins festgehaltenen Grundsatz ist der Band, welchen Emil Weller veröffentlichte: Die ersten deutschen Zeitungen. Derjenige Teil, welcher dem Abdruck der ersten sechs Zeitungen und solcher, die Länderentdeckungen und Kriegsvorfälle bis zum Jahre 1535 beschreiben, gewidmet ist, ist bei weitem kürzer als der zweite, welcher eine Bibliographie der Zeitungen aus den Jahren 1505 bis 1599 enthält. Selbstverständlich konnte ein erster Versuch, diese wichtigen literarischen Erzeugnisse zu verzeichnen, nicht erschöpfend ausfallen; Weller hat selbst eine Nachlese veranstaltet (*Germania*, N. F., Jahrg. 14, Heft 1), und da er im wesentlichen nur die Bestände süddeutscher Bibliotheken, die auf diesem Gebiete allerdings am reichsten sind, in seine Sammlung aufnahm, werden sich dieselben gewiß noch durch eine Reihe wertvoller Ergänzungen erweitern lassen. Auch wird es gut sein, sich nicht ausschließlich, wie Weller that, auf das Stichwort „Zeitung“ zu beschränken; man wird vielmehr auch die zeitungartigen Erscheinungen ins Auge zu fassen haben, die sich als „Anzeigen“, „Berichte“, „Historien“, „Relationen“ u. s. w. geben.

Mit Übergangung alles dessen, was Keller unter den Rubriken „Naturwissenschaftliches“, „Reisen“, „Spanische, provenzalische, französische und niederländische Poesie“ zusammenstellt, wollen wir schließlich nur noch auf zwei Publikationen aufmerksam machen, die unter der Rubrik „Briefe“ aufgeführt sind. Die erste derselben, Johann Neuchlins Briefwechsel, gesammelt und herausgegeben von Ludwig Geiger, trägt einen durchaus gelehrten Charakter. Sie bildet eine dankenswerte Ergänzung zu Geigers trefflicher Neuchlinbiographie.

Leider enthält sie nicht den ganzen Briefwechsel Reuchlins, da Geiger es vorzog, nur die bisher bloß handschriftlich vorhandenen und durch ihren Inhalt besonders wichtigen Briefe zum Abdruck zu bringen, von den übrigen aber nur Druckort, Inhalt und einzelne merkwürdige Stellen mitzuteilen. Wir können uns mit dieser Art, Humanistenbriefe zu ediren, nicht befreunden, weil es immer eine subjektive Schätzung bleiben wird, bestimmen zu wollen, was in ihnen nur konventionelle Phrase und was auch für die Charakteristik des Brieffschreibers von Wert ist. Immerhin wollen wir uns der Geigerschen Arbeit, die zugleich eine Fülle sachlicher und biographischer Bemerkungen enthält, freuen, umso mehr, da uns wohl nicht sobald ein Corpus Reuchlinianum dargeboten werden dürfte.

Die zweite der hier zu nennenden Publikationen gehört zu den beliebtesten und am meisten bekannten und benutzten aus der ganzen Sammlung. Wir meinen die Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Schon im ersten Verwaltungsjahre zog Wolfgang Menzel eine Auswahl von Briefen der Prinzessin an ihre Halbschwester Louise aus dem Degenfeldschen Familienarchiv an das Licht. Noch immer empfiehlt sich dieser eine Band am meisten für diejenigen, welche einen Eindruck von dem kernigen Wesen der deutschen Fürstentochter gewinnen wollen. Für die wissenschaftliche Benutzung kommen nur die von Holland herausgegebenen sechs Bände in Betracht, welche eine vollständige Sammlung aller von Elisabeth Charlotte an ihre Halbschwester gerichteten Briefe enthalten. Holland hat dieselben durch zahlreiche den gleichzeitigen französischen Memoiren entnommene Notizen erläutert und fast alles, was einer ergänzenden Bemerkung bedarf, durch wertvolle Angaben beleuchtet, sodaß die Briefe nun mit größtem Nutzen für die Kenntnis der französischen Geschichte unter Ludwig XIV. und der Regentschaft zu verwerten sind. Zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber nicht allen Bänden die gleiche liebevolle Sorgfalt zugewendet hat, die einige derselben geradezu zu einem Muster von Briefeditionen gemacht hat.*)

*) Merkwürdigerweise erfreuen sich die in den Schriften des Literarischen Vereins bekannt gemachten Briefe einer größeren Teilnahme als die in einem andern Werke enthaltenen. Es sei deshalb erlaubt, auch auf sie bei dieser Gelegenheit hinzuweisen. Kein geringerer als Leopold von Ranke hat im sechsten Bande seiner „Französischen Geschichte“ eine Auswahl von Briefen der Herzogin von Orleans veranstaltet, und zwar derjenigen, welche sie an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover gerichtet hat. Letztere, die auf die Entwicklung der jungen Herzogin den allergrößten Einfluß gehabt hat, war auch für die verheiratete Prinzessin die größte Vertraute und ihre vornehmste Korrespondentin. So sind denn die an sie gerichteten Briefe die wertvollsten, weil ihr gegenüber die Brieffschreiberin ihr Herz zu erleichtern gewohnt war und ihr alles, was sie im Leben freudig oder schmerzlich berührte, mitteilte. Erst nach dem Tode der Kurfürstin tritt die Raugräfin von Degenfeld an ihre Stelle, und erst von da ab gewinnen die von Holland herausgegebenen Briefe ein ähnliches Interesse wie die, von denen Ranke das Wesentlichste bekannt gemacht hat.

Die Literatur über Elisabeth Charlotte wird von Jahr zu Jahr größer, ihr Charakterbild zu zeichnen ist schon in vielen populären Vorträgen versucht worden; nichts aber, auch nicht die beiden glänzenden Darstellungen, die Ludwig Häußer von der ihm so überaus sympathischen Landsmännin gegeben hat,*) kann die Lektüre ihrer Briefe selbst ersetzen. Es ist ein wahrhaft wohlthuendes Bild, das wir aus ihnen gewinnen. Wie die Herzogin in ihrem einfach ausgestatteten Gemache sitzt, zumeist mit Schreiben beschäftigt, fast immer im Geiste bei den Thren verweilend, das Wohl ihrer Angehörigen und Freunde sorgsam erwägend, das Herz offen für das Heil und Unheil des Vaterlandes, dabei allem Guten und Schönen, das sich ihr bietet, bereitwillig sich hingebend, gleich stark an männlichem Mute wie an weiblichem Zartgefühl, ist sie recht eigentlich Typus und Abbild einer edeln deutschen Frau. Dank daher dem Literarischen Verein, daß auch er dazu beigetragen, die Gestalt dieser deutschen Fürstin unserm Volke in ungetrüübter Klarheit vor Augen zu stellen!

Aber Dank nicht allein für diese Bände! Dank und Anerkennung verdient das ganze Streben des Literarischen Vereins, von dem wir hier nur einen flüchtigen Überblick geben konnten, bei dem vieles unerwähnt bleiben mußte. Insbesondere wollen wir unsre Darstellung nicht schließen, ohne noch einem Wunsche Ausdruck zu geben, der, wie wir annehmen, gewiß auch bei andern sich geregt hat, und dessen Erfüllung uns auch im Interesse des Vereins selbst zu liegen scheint.

Überblickt man das von Keller mitgeteilte Verzeichnis der gegenwärtigen Mitglieder des Vereins, so nimmt man bald wahr, ein wie großer Teil derselben aus öffentlichen, Vereins- und Schulbibliotheken besteht, wie gering die Zahl von Privaten ist, die zu den Mitgliedern zählen. Und unter den letztern befinden sich meist Gelehrte, die nach der Organisation des Vereins genötigt (!) sind,**) während der Zeit, da ihre für denselben bestimmten Arbeiten gedruckt werden, Mitglied desselben zu werden. Diese in der That wenig erfreuliche Erscheinung, welche nur dazu beiträgt, die Veröffentlichungen des Vereins zu literarischen Seltenheiten zu stempeln, hat freilich ihren sehr natürlichen Grund. Wieviel Privatleute und Gelehrte sind denn bei uns in der Lage, sich eine große Reihe von Werken anzuschaffen, die für sie ohne Interesse sind, nur um die zu erhalten, deren Besitz ihnen wünschenswert erscheint? Noch geringer aber ist die Zahl derjenigen, die, obwohl thatsächlich ohne alles Interesse, bloß um damit zu prunken, sich Bücher zulegen, die sie doch nicht lesen. Der Büchersport ist nun einmal in Deutschland nicht heimisch zu machen, und alles, was

*) Im zweiten Bande seiner Geschichte der rheinischen Pfalz, S. 712 flg., und sodann in einem Vortrage, abgedruckt in der von Duden herausgegebenen Geschichte der Reformation.

**) Vergl. § 6 der „Grundsätze des literarischen Vereins in Stuttgart bezüglich auf die Herausgabe.“ Ferner die §§ 5, 7, 8 und 11h.

mit ihm zusammenhängt, scheint uns deshalb doppelt verkehrt. Keller rühmt sich, die Vereinsangelegenheiten der buchhändlerischen Spekulation entzogen zu haben, und das war gewiß ein Verdienst. Aber ließe sich nicht ein Ausweg finden, der, ohne den buchhändlerischen Geschäftsinteressen Raum zu geben, doch die Publikationen des Vereins durch den Buchhandel jedermann zugänglich machte? Das Vorbild dürfte in den von unsern Akademien ausgehenden Veröffentlichungen zu suchen sein, bei denen ja auch die Leitung allein in den Händen der gelehrten Körperschaften liegt, deren Vertrieb aber trotzdem der Buchhandel übernommen hat. Dann würden die Schriften des literarischen Vereins ihre Seltenheit verlieren und die Finanzen desselben eine wesentliche Aufbesserung erfahren, welche wieder den Mitarbeitern zu Gute käme, die sich bis jetzt mit einer wahrhaft dürftigen Entschädigung für ihren Aufwand an Kraft und Zeit haben begnügen müssen. Einzelne Bände der Publikationen sind allerdings auf antiquarischem Wege zu beschaffen; aber ganz abgesehen davon, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl gerade der wertvollsten Bände total vergriffen und ihr Erwerb immer vom Zufall abhängig ist, widerspricht nicht diese beschränkte Art von Öffentlichkeit dem Zweck, der doch durch die Herausgabe eines unbekanntem oder selten gewordenen Werkes erreicht werden soll? Dieser kann und soll doch logischer Weise nur die Zugänglichkeit für jedermann, die möglichst weite Verbreitung sein.

Wir haben den Leistungen des Vereins die wärmste Anerkennung gezollt; hoffen wir, daß auch unser Wunsch an maßgebender Stelle einer freundlichen Erwägung nicht für unwürdig befunden werden möge.

Dresden.

H. A. Lier.



Michael Munkacsy.

Von Adolf Rosenberg.



n der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 11. Februar äußerte der Abgeordnete Reichensperger in seiner langen Oppositionsrede gegen die außerordentliche Forderung des Kultusetats von zwei Millionen Mark für Kunstzwecke nach dem stenographischen Berichte folgendes: „Ein Russe stellt soeben hier [in Berlin] ein gewaltiges Bild aus. . . (Zurufe: Ein Ungar!) Also es ist ein Ungar, es kommt so ziemlich auf eins hinaus.“ Mit diesem „Russen, der auch ein Ungar sein kann,“ meinte Herr Reichensperger den in Paris lebenden Ungarn Munkacsy,